

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

№ 21.

Vierter Jahrgang.

26. Mai 1860.

Poesie und Lebenslust.

Im grünen Walde, am Felsenquell
Begann sich mein Auge zu schließen,
Ich warf mich nieder an heimlicher Stell,
Wo Glocke und Goldhaar sprießen.

Und als ich entschlummert so leis und sacht,
Umfingen mich Wonne und Grauen —
Da traten hervor aus der Tannennacht
Zwei wunderbare Jungfrauen.

Die Eine erhob sich wie Mondenglanz
In stiller, erhabener Feier,
Sie trug auf der Stirn' einen Ephenkranz
Und Sterne durchblühten den Schleier.

Die Andere schwebte wie Morgengruß
Dahin auf schwellenden Moosen —
Den Lippen entblühte ein heißer Kuß,
Das Kleid war gewoben aus Rosen.

Die Silberne sprach: „Du armer Gesell
„Mit Deinem verzehrenden Drange —
„Ich lehre Dich schlagen die Harfen hell —
„Das Schöne erbliht nur im Sange!“

Die Purpurne strich mit der weichen Hand
Das Haar mir zurück von den Wangen:
„Zertritt nicht die Rose am Pfadesrand,
„Du wirfst sie doch ewig verlangen!“

Ich wankte und schwankte: „Nicht fühl' ich die Kraft,
„Wer holder von Euch, zu entscheiden —
„Ihr leuchtet ja Beide so zauberhaft
„Und Keine möcht' ich vermeiden!“

Da schüttelten d'rauf sie ihr Angesicht
Und schienen in Thränen zu heben —
Die Eine sah ich als Sternlein licht,
Die And're als Blume verschweben!

Ich bin gegangen wohl aus dem Wald, —
Doch dent' ich der Jungfrau'n noch immer,
Es reizt mich der Kosigen üpp'ge Gestalt,
Der Bleichen ätherischer Schimmer.

Oft stürm' ich als Säng' zum Himmel die Bahn,
Doch darf ich im Lichte nicht weilen,
Und schmieg' ich mich heiß an die Erde an,
Will die auch mein Sehnen nicht heilen!

Ludwig Bowitzsch.

Talleyrand's erste Liebe.

Aus Talleyrand's noch nicht gedruckten Memoiren.

Von L. Mühlbach.

(Fortsetzung.)

Talleyrand schlug sein Manuskript auf, und las: Kapitel XII. Meine erste Liebe, welche die Ursache ist, daß ich linke.

Ich war im Seminar, aber unter meiner Coutane schlug ein Herz von sechszehn Jahren, und ich hatte noch nicht gelernt, demselben zu mißtrauen. Nicht weit von Saint-Sulpice, in der Straße von Vicur-Colombier, gibt es ein Speisehaus, das ich trotz meines Alters und meiner Sicht, immer mit lebhafter Bewegung anschaue, wenn ich da vorübergehe, um in der Deputirtenkammer für oder gegen ein Gesetz zu stimmen. Dieses Haus enthielt um das Jahr 1760 Alles, was es für mich auf Erden Schönes und Anbetungswürdiges gab.

Es war für mich meine Straße „Herzensruh“, wie Heinrich der Vierte die enge Gasse nannte, in der die schöne Gabriele wohnte, und die heutigen Tags die Augustinergasse heißt. In dieser Straße wohnte Juliane Pigot! Sie hatte eben ihr vierzehntes Jahr erreicht, als ich sie zum ersten Male in der dritten Etage eines Hauses der Straße Pot de Fer erblickte. Sie schaute auf die Straße, hernieder, und zwar durch ein Fenster, dessen Flügel nicht mit Glas geschlossen waren, sondern mit geöltem Papier, das zur Hälfte zerrissen, und vom Wind fortgeführt war. Ach, ich sehe noch das runde Gesichtchen, die purpurrothen Wangen und Lippen, das unschuldige Lächeln, die schönen blonden Haare und das kleine Camisol von gestreiftem Wollenzeug. Da ich damals sehr fromm war, hielt ich Anfangs meine kleine Juliane für einen Cherubim und erst als ich sie eines Tages einen Brotkuchen mit Appetit verspeisen sah, ward ich enttäuscht. Einer meiner Mitschüler bewohnte ein Zimmer, dessen Fenster nach der Straße Pot de Fer hinausging und um ihn zu vermögen, daß er mit mir sein Zimmer vertauschte, habe ich mehr Kunstgriffe und Kriegslisten anwenden müssen, als ich später bedurfte, um zwei Mal Europa eine andere Gestalt zu geben.

Aber endlich war's gelungen, das kleine Zimmer war mein; zwanzig Mal des Tages ersann ich neue Vorwände, um zu meinem Zimmer hinaufzuschlüpfen, und wenn es mir

gelang, setzte ich mich da oben hin und schrieb an meine Juliane; es waren Billets-Dour von meiner Erfindung; ich wollte sie nicht bloß schreiben, sondern mein Engel sollte sie auch von ihrem Fenster bis zu meinem hinüber lesen können. Ich zog also meine Soutane aus, schrieb auf den schwarzen Grund mit ungeheuer großen Kreidebuchstaben die zärtlichsten Worte, breitete dann diesen seltsamen Liebesbrief vor dem Fenster aus und verbarg mich dahinter, halb aus Verschämtheit, halb um Juliane ungestört lesen zu lassen. Wenn ich sie, nachdem sie meine lakonische Liebeserklärung entziffert hatte, lächeln sah, so war ich für den ganzen Tag glücklich. Nach und nach ward ich dreister, ich schrieb meine Liebesbriefe in ungeheuren Buchstaben auf große Vogen Papier, die ich zusammenklebte, dann vor ihren Augen entrollte und mit beiden Händen so hielt, wie die Ausrufer auf Märkten der kleinen Städte vor ihren Buden stehen und ihren Theaterzettel halten. Endlich nach mehreren Wochen der Standhaftigkeit und Beharrlichkeit erhielt ich eine Antwort. Juliane hing bei ihrem Fenster ein Papier heraus, auf dem sich ein brennendes Herz befand. Meine Freude war unbeschreiblich.

Juliane war in der Lehre bei einer Spizentlöpplerin, aber ich erfuhr bald, daß sie die Tochter Rigots, des Traiteurs der Straße des Vieux Colombier sei, daß sie eine der Wäscherinnen des Seminars kannte und derselben zuweilen einen Besuch mache. Das Wäschhaus befand sich neben unserm Hause, aber der Zugang war uns verboten und die Verbindungsthür zwischen beiden Häusern war streng versperrt. Glücklicher Weise entdeckte ich ein Kagenloch, das uns die Mauerpalte von Pyramus und Thisbe ersetzte. Wir knieten auf der Schwelle auf jeder Seite der Thür nieder und schwuren uns ewige Liebe, wie das alle Verliebten thun. Juliane schob ihre niedliche, kleine Hand durch das geliebte Kagenloch, ich hielt diese Hand stundenlang in der meinen, und ich versichere, daß ich über diese Günst eine größere Glückseligkeit empfand, als mir später der Besitz der Mitra, der goldene Schlüssel, der Orden und der Fürstentitel zu gewähren vermochte.

Juliane, die zuweilen Abends zu ihrem Vater zurückkehrte, zuweilen bei ihrer Lehrerin schlief, konnte demgemäß sich von beiden Wohnungen entfernen, ohne Verdacht zu erregen. Diesen Zustand wußten wir klug zu benutzen. Ich war nicht ungeschickt, hatte viel Muth und auch etwas Geld. Beim Anbruch der Nacht eine Mauer zu überspringen, um mit meiner Heißgeliebten und ihrer Freundin — denn wir waren niemals allein, Juliane kam immer in Begleitung der kleinen Rosine — eine Stunde im Mondscheine auf dem Quai spazieren zu geben, war für mich eine so unendliche Wonne, daß ich den größten Gefahren getrogt haben würde, um dieß schöne Glück zu genießen.

Wir waren sechzehn Jahre alt, waren unschuldig, reinen und glühenden Herzens und unsere Liebe hatte ein wenig von den göttlichen Traumgesichten der Kinder, welche mit Engeln zu spielen vermeinen, und wenn sie erwachen, nur

lederne Puppen im Arme halten. Wir waren indeß noch nicht erwacht, und spielten daher noch mit Engeln, die wir uns selber bedeuteten! Die Mauer, hinter welcher Juliane mich erwartete, war für mich die Mauer, welche mich vom Paradiße trennte, und eines Tages sollte ich neben dieser Mauer den Engel mit dem flammenden Schwerte finden, der mich für immer aus dem Paradiße vertrieb.

Dieser Engel kam in Gestalt des Vaters Rigot, nicht wahr? fragte der König.

Verzeihung, Sire, er kam in Gestalt eines Weinbruchs. Eines Weinbruchs. Erklären Sie mir das?

Ich werde es erklären, wenn Euer Majestät die Gnade haben, mich weiter erzählen zu lassen!

Erzählen Sie weiter, Sie sehen, daß ich außerordentlich gespannt bin auf das Schicksal Ihrer ersten Liebe, sagte der König. Mein Gott, die erste Liebe ist immer so ein heiliger, goldener Traum. Ich habe ihn auch eines Tages geträumt. Damals war ich noch Graf von Provence und der Engel, den ich anbetete, war die Tochter einer Kammerfrau der Königin. Die kleine Zoe —

Der König verstummte und blickte stänend und ernst vor sich hin. Er sah nicht, wie die Gräfin Du Cayla, Talleyrand und Herr v. La Châtre mit einem boshaften Lächeln den Grafen Peyronnet anblickten, der ihnen darauf mit aufgehobenen Finger leise zu drohen wagte. Dieses Lächeln der Hofleute hatte indessen seine Geschichte. Vor einigen Tagen war der Graf v. Peyronnet in das Kabinet des Königs gekommen, um mit ihm von Staatsgeschäften zu sprechen.

Der König, der, wie ihm das leider so oft geschah, in seinem Lehnstessel, den Minister erwartend, eingeschlafen war, der König war bei des Grafen Eintritt halb erwacht; aber die Bilder seines Traumes umgaukelten ihn noch und dem Minister die Arme entgegenstreckend, rief er mit glücklichem Lächeln: „Bist du es, Zoe?“ Als aber der entsetzte Minister sich zu erkennen gab und mit seiner schnarrenden Bassstimme den König vollständig aus seinen Träumen weckte, machte dieser seinem entsetzten Minister heftige Vorwürfe, daß er ihn aus seinem schönsten Traumbilde der Vergangenheit, von seiner Zoe, zu einer so unangenehmen Wirklichkeit geweckt habe. Der Graf Peyronnet hatte die Unbesonnenheit gehabt, sein Leid der Gräfin Du Cayla zu klagen und seine boshafte Freundin hatte ihm als Trost einen neuen Titel gegeben, der sofort von dem ganzen Hofe adoptirt wurde. Sie sagte zu dem Minister: „Ah, wie bedauere ich Sie, mein armer Peyronnet Grusoe (erz Zoe).“ Von dieser Stunde an hieß der Graf zur Erinnerung an diese erste Liebe des Königs, mit der er verwechselt worden: Peyronnet Grusoe, und eben deshalb lächelten ihn die Freunde boshaft an, als der König eben wieder seiner ersten Liebe, der kleinen Zoe, gedachte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sonne.

(Schluß.)

Alle in der vorigen Nummer angegebenen Umstände beweisen, daß die Sonnenphotosphäre gasförmig sei, welche Meinung auch noch durch das optische Verhalten derselben auf andere Weise bestätigt wird. Nun wäre noch die Frage zu erörtern, wodurch erhält denn diese Photosphäre der Sonne ihren Lichtglanz? Die nächste und natürlichste Annahme zur Beantwortung dieser Frage ist wohl, einen gasförmigen Stoff anzunehmen, der eben die Eigenschaft des Selbstleuchtens besitzt und für den wir auf unserer Erde keine Analogie haben. Uebrigens kann man noch weiter gehen und die Behauptung aufstellen, daß die Photosphäre der Sonne vielleicht aus gewöhnlichen Gasarten bestehe, welche aber durch die große Gravitation oder Schwerkraft der Sonne in einem solchen verdichteten Zustande sind, daß sie dadurch selbstleuchtend werden; ungefähr müßte durch diese, der Sonnenmasse entsprechende Verdichtung das Licht so erregt werden, wie in unsern physikalischen Kabinetten die Wärme aus der atmosphärischen Luft frei gemacht wird, wenn man sie plötzlich verdichtet. Es hinkt dieser Vergleich wohl in einer Beziehung, wie gewöhnlich alle Vergleiche hinken; die kontinuierliche Verdichtung durch Gravitation dürfte wohl etwas ganz anderes sein als die momentane Verdichtung durch Stoß, welche bei dem eben besprochenen Experiment dem sogenannten Luftfeuerzeuge stattfindet. Bei diesem wird ein Stempel, der in einer Röhre luftdicht sich bewegt, gegen den verschlossenen Boden derselben schnell hinabgedrückt, und indem sich dabei die Luft verdichtet, wird so viel Wärme frei, daß diese einen Feuerstrahl, der sich am unteren Ende des Stempels befindet, anzuzünden vermag. Nichts desto weniger hat die oben angeführte Hypothese so manches für sich, um wenigstens erwähnt zu werden. Die Sonnenatmosphäre ist übrigens nicht mit der glänzenden Hülle abgeschlossen, sondern sie reicht noch über diese hinaus und umgibt die Sonnenkugel in einem großen weiten Raume, worauf wir noch später zu sprechen kommen werden.

Nachdem wir nun die Hauptmomente, welche auf die physische Beschaffenheit der Sonne sich beziehen, so ausführlich, als für unsern Zweck nöthig war, besprochen haben, kommen wir zu jener Erscheinung, um deren willen eigentlich der ganze Aufsatz geschrieben wurde; wir meinen die Verfinsternung der Sonne. Es wird nämlich am 18. Juli 1860 wieder eine totale Sonnenfinsterniß stattfinden. Schon vor langer Zeit hat sich unter den Naturforschern, durch Berechnung derselben, jene Thätigkeit kund gegeben, die immer bei so seltenen und großartigen Naturerscheinungen die Träger der Wissenschaft im Vorhinein zur fleißigen Beobachtung anregt.

Wir Alle wissen, daß eine Sonnenfinsterniß dadurch entsteht, daß die Mondkugel zur Zeit des Neumondes zwischen der Erde und der Sonne hindurchgeht, und daß unter günstigen Verhältnissen der gegenseitigen Stellung, für eine

Reihe von Orten der Erde, der Mond die Sonne vollständig bedeckt, wodurch auf der Erde selbst über gewisse Länderstriche eine totale Verfinsternung der Sonne eintritt. Wir wollen uns in die Erklärung, warum nicht bei jedem Neumonde eine Sonnenfinsterniß eintrete, hier als zu weit gehend, nicht einlassen, sondern nur erwähnen, daß es dreierlei Abstufungen von Sonnenfinsternissen gibt. Erstens die partielle, wenn nur ein Theil der Sonne vom Monde bedeckt wird, und eine solche bietet im Allgemeinen wenig Interesse. Zweitens die ringförmige Sonnenfinsterniß, wo der Mond mitten vor der Sonnenscheibe vorübergeht, aber dabei so weit von der Erde entfernt ist, daß sein Durchmesser kleiner erscheint als jener der Sonne; man hat dann das interessante Schauspiel, daß auf einen Moment die Sonnenscheibe als leuchtender Ring erscheint. Diese zweite Art der Verfinsternung bietet schon mehr Interesse für den Laien, denn der Anblick des leuchtenden Ringes, besonders das Schließen desselben ist eine höchst ungewöhnliche und anregende Erscheinung; doch bleiben diese beiden Arten der Verfinsternung weit hinter der dritten Art zurück, wo die Sonne gänzlich durch den Mond bedeckt wird und wobei, wie man zu sagen pflegt, eine totale Verfinsternung eintritt. Diese Verfinsternungen sind sehr selten und namentlich nicht immer in dem kleinen Europa sichtbar. Seit der großen Verfinsternung im Jahre 1842 ist das Interesse für dieselben in unserer Generation wach gerufen. Im Jahre 1851 hat dieselbe Erscheinung stattgefunden, und man war bei ihr weit mehr auf die Einzelheiten derselben vorbereitet und daher beim Beobachten aufmerksamer. Wir wollen die einzelnen dabei vorkommenden Erscheinungen, in Anbetracht der zu erwartenden Finsterniß im laufenden Jahre, in den nachfolgenden Zeilen näher zu schildern versuchen.

Der Mond bedeckt nach Beginn der Verfinsternung die Sonne immer mehr und mehr und mit banger Erwartung sieht man dem Augenblicke entgegen, wo die Sonnensichel kleiner und kleiner wird, um endlich ganz zu verschwinden. Dieser Moment kann auf zweifache Weise beobachtet werden. Entweder ohne Fernrohr durch den freien Umblick von einem erhöhten Standpunkt in eine weite Gegend, oder durch das Fernrohr mit unablässig gefesseltem Blick auf die Erscheinungen an dem verfinsterten Sonnenball. Leider ist die Zeit der Verfinsternung eine so kurze, daß man nicht leicht auf beide Arten beobachten kann. Die erste Art der Beobachtung bleibt dem Laien und dem Gefühlsmenschen überlassen, während der Mann der Wissenschaft die zweite Art in Anspruch nimmt. Bei dem freien Umblick in die weite Landschaft wird die Beleuchtung zwar immer fahler und fahler, aber so lange nur noch ein Fleckchen der Sonnenscheibe sichtbar ist, ist auch genügend Licht vorhanden, um den Eindruck der Erscheinung, den man mit der Dämmerung vergleichen kann, als nichts Besonderes zu empfinden; jedoch kurz vor der totalen Verfinsternung sieht der auf einem Berge stehende Beobachter nach der Richtung der Bewegung des Mondes den Mondschatten wie mit Sturmeschle über die

Geülde streichen, und in wenig Augenblicken herrscht jene gedämpfte Beleuchtung, die sich nicht beschreiben läßt; sie gleicht nicht mehr der Dämmerung, sondern macht einen ganz besonderen Eindruck, der in dem ungebildeten und auf die Erscheinung nicht vorbereiteten Gemüthe Furcht erregt, während jene Menschen, die wissen, um was es sich bei dieser Erscheinung handelt, trotz des beengenden Gefühles eine Aufregung eigenthümlicher Art empfinden, die mit nichts verglichen werden kann, und die sich nach Beendigung der Finsterniß durch ein tiefes Athemholen in die gewöhnlichen Empfindungen auflöst.

Für den Beobachter durch das Fernrohr geben diese rein menschlichen, und je nach dem Charakter des Beobachters oft poetischen Empfindungen verloren. Die Großartigkeit der Naturerscheinung ist auf das Gesichtsfeld des Fernrohres beschränkt, aber die Ausbeute auf diesem kleinen Felde ist nichts desto weniger eine dankbare und bleibende, während der subjektive Eindruck mit der Erscheinung selbst gar bald verschwindet. So wie die Sonnenscheibe von dem Mondrande bedeckt ist, erscheint uns dieser als eine dunkle Kugel, die mit einem phosphoreszirenden Strahlenkranz umgeben ist, welcher sich mit einer sogenannten Glorie vergleichen läßt, die darauf hindeutet, daß die Sonnenatmosphäre auch über die Photosphäre sich hinauserstreckt und deren Existenz durch das grelle Licht der letzteren für unser Auge verschwindet, während wir sie sehen, wenn diese unserem Anblick durch den Mond entzogen ist. Dicht am Mondrande bemerkt man ferner Hervorragungen von verschiedener Gestalt und von rosenrother Farbe, wohl auch Strahlenbüschel und wolkenartige Gebilde, deren Existenz man mit den Sonnenflecken oder eigentlich Durchbrechungen in der Sonnenphotosphäre in Einklang bringt, so zwar, daß man annimmt, daß in der Gegend solcher Durchbrechungen wolkenartige Massen über den Rand der Sonnenscheibe hinausgeschleudert werden. Diese Erscheinung ist es vorzugsweise, die den Gelehrten in Anspruch nimmt, weil sie, wenn einmal mehrere Beobachtungen vorliegen werden, Anhaltspunkte zur näheren Kenntniß der physischen Natur der Sonne liefern wird.

Da es nun vorzüglich die Zone der totalen Verfinsternung ist, die den Naturforscher eben so wie den Laien interessiert, so werden wir den Gang dieser Zone nach der Berechnung von Hirsch angeben. Es beginnt die totale Finsterniß nach seiner Karte in Nordamerika, etliche Meilen seewärts von der Küste, und der Kernschatten verläßt Amerika bei Nord-Labrador; von da an streift er über den atlantischen Ocean, wo die zentrale Finsterniß am Mittag stattfindet; er berührt dann Europa quer über Spanien verüber, so daß eine Ecke der Schattzone nach Frankreich streift. Saragossa dühtte ungefähr in der Mitte der Kernzone liegen. Sodann geht der Schatten über das mittelländische Meer nach Afrika, über die libische Küste, um beim arabischen Meerbusen die Erde zu verlassen.

Wir wünschen dem Leser, der diesen Aufsatz bis hierher verfolgt hat, Zeit und Mittel, um nach Spanien reisen und dort diese schöne Naturerscheinung in den poetischen Gefilden dieses Landes beobachten zu können.

(„Von Haus zu Haus.“)

Der Ursprung des österreichischen Kaiserhauses.

Man hat den Ursprung des Hauses Habsburg in Verbindung mit vielfachen alten Adelsgeschlechtern gebracht, ihn deshalb bis weit über die dokumentarisch verbürgten Ahnen kunstvoll durch Kombinationen ins graue Alterthum zurück-

geführt, oft sogar auch aus linkscher Höflichkeit. Dieß Geschlecht wird als von Alters her verwandt mit dem oder jenem bedeutungsvollen Hause geschildert, so mit den Babenbergnern, welche bis 1246 als Markgrafen und Herzoge Oesterreich regierten, so mit den Zähringern und den französischen Herrschergeschlechtern, endlich auch mit dem Lothringerg Hause. Letztere Ansicht ist, seitdem die Lothringerg Erben des 1740 ausgestorbenen Habsburg'schen Hauses wurden, bis zu einer gewissen Glaubwürdigkeit nachgewiesen worden, anfänglich wohl mit dem Hintergedanken (von Probst Marquardt Herrgott, 1737), um durch diese Darstellung, daß nämlich die Häuser Habsburg und Lothringen eines Stammes sind, der Verschmelzung beider zu einer Dynastie eine gewisse Familienfeierlichkeit zu geben. Indessen haben tiefere und vielseitigere Forschungen in der That eine ursprüngliche Verwandtschaft beider Geschlechter wahrscheinlich gemacht, und ein neues Werk darüber von Dr. Legis Glückselig (Studien über den Ursprung des österreichischen Kaiserhauses. Prag 1860, Kober und Markgraf) geht mit vieler Liebe und Sachkenntniß an die Prüfung aller bisherigen Genealogien darüber, um schließlich dem Wahrscheinlichen durch Kritik neuer Umstände noch größere Bestimmtheit zu geben, die Genealogie des Hauses Habsburg in ihren verschwommenen Anfängen möglichst bestimmt anzugeben. Demnach wird das Etichonische System ebenfalls als Baais des Geschlechts angenommen: Eticho nämlich, der älteste bekannte Herzog von Elsaß als Stammvater des Habsburg'schen Hauses anerkannt. Aber zugleich auch als der des Lothring'schen Geschlechtes. Und zwar stellt Dr. Glückselig, den anderen Annahmen entgegen, Lothringen als den historisch gesicherten Grundstamm hin. Das alte sogenannte Etichonische Geschlecht, welches man bis zum Jahre 660 verfolgt hat, setzt sich danach in einem Zweig von Luitfriden, als Herzogen, und Eberharden als comes fort bis zum Jahre 959, wo Guntram der Reiche beide Zweige wieder vereinigt, und von ihm aus die drei Gruppen der Egisheimen, ausgestorben um 1180, der Habsburger, erloschen 1740, und der Lothringern, in der Hauptlinie Kaiser von Oesterreich, sich abzweigen. Damit wären Habsburger und Lothringern, zusammen dem Stamm der alten Etichonen entsprossen, seit Guntram, ihrem Anberrn, eigentlich Vettern, und die Fortsetzung der Dynastie in Oesterreich durch die Vereinigung des absterbenden Habsburg'schen Geschlechts mit dem blühenden Lothringern-Bandemont'schen (durch die Vermählung Maria Theresia's mit Franz von Lothringen) wäre nichts anderes, als die Ablösung der jüngeren Lothringern (Habsburger) Linie durch die von jeher ältere in der Herrschaft über Oesterreich. — Die Details dieser genealogischen Forschung sind in dem angezogenen Buche reichlich vorhanden und für diejenigen, welche sich überhaupt für dergleichen interessieren, gewiß von anregender Wirkung.

Literatur.

Von dem illustrierten Haus- und Familienbuch (Wien bei Zawareki und Dittmarsch) sind die Hefte bis Nr. 9 erschienen. Dieselben bringen wieder eine große Zahl Farbendruckbilder und andere Holzschnitte, außerdem an Text eine Erzählung von dem berühmten Roman-Schriftsteller Lemme, so wie mehr als 80 andere belehrende und unterhaltende Aufsätze. Ueberhaupt zeichnet sich dieses Unternehmen vor allen anderen nicht allein durch seinen artistischen und literarischen Werth, sondern besonders durch seine enorme Billigkeit aus.